

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 85 (1959)
Heft: 18

Artikel: Dr erscht WK
Autor: Rüeger, Max
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-498568>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

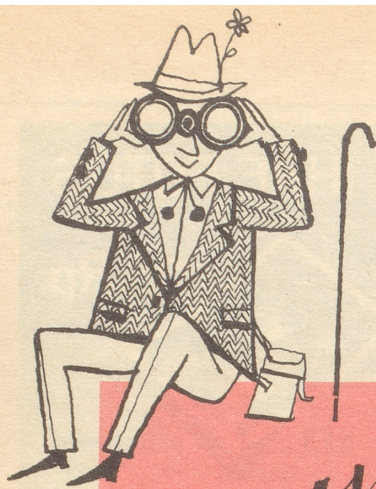
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 23.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Gruss aus ZÜRICH

Max Rüeger:

Durch die Blume...

Juheissassa und holdriohoo, jetzt haben wir wieder eine hier bei uns in Zürich. Eine Ausstellung nämlich. Und zwar die erste Schweizerische Gartenbauausstellung, oder – so abgekürzt, daß niemand mehr drauskommt – die G 59. Ja, damit Sie es für das nächste halbe Jahr wissen: G 59 ist also weder ein Mottenmittel, weder eine antiseptische Tinktur noch ein russischer Panzertyp. G 59 ist einfach eine schlechte Bezeichnung für eine gute Sache.

Sie haben tatsächlich eine feine Ausstellung gemacht, die Gärtner. Und fertig war sie auch am Eröffnungstag. Darüber freute sich männlich. Oder anders gesagt: Jedermann. Oder noch anders: Jeder Mann. Nicht aber jede Frau. Ich belauschte nämlich am Pressetag streitbare Damen, die letztes Jahr an der SAFFA maßgeblich mitgewirkt hatten. Mit unverhohlener Schadenfreude spazierten sie, diesmal bar jeglicher offiziellen Insignien, zwischen pickelnden Italienern, aufgestapelten Brettern, braunen Erdhaufen, ratternden Maschinen herum und versäumten keine unpassende Gelegenheit, um laut und verständlich darauf hinzuweisen, ihre Ausstellung sei dann bereit gewesen, als der Herr Bundespräsident das Tor zur Erkenntnis fraulichen Schaffens, fraulichen Wirkens, fraulichen Wollens und fraulichen Könnens durchschritten habe. Dies sagten erwähnte Damen achtundvierzig Stunden vor der Eröffnung, und genau solange nur währte auch ihre Freude. Denn als Monsieur le Président unter den schmetternden Klängen des immer wieder schönen Zürcher Sechseläutenmarsches mit geübter Hand und blitzender Schere das trennende Band am Eingang entzweiklapperte,

war die «Bluemelandi» so eröffnungswürdig, daß den inzwischen notgedrungen wieder ins Glied zurückgetretenen Saffistinnen das passierte, was sonst in diesen Kreisen als besondere Rarität zu werten ist: Sie wurden stumm und schwiegen. Und damit trugen sie – dies sei der Gerechtigkeit halber nicht vergessen – sehr wesentlich zur guten Stimmung an jenem 25. April bei. Nein – ohne Scherz – die G 59 ist prächtig gelungen. Während bei gewöhnlichen Ausstellungen sogar kräftige Männer sich nach einem Rundgang als menschliche Wracks und in Zungen redend durch den Ausgang schleppen, völlig verwirrt von Lärm, nickenden Männchen, blitzenden Inschriften, scheppern-den Maschinen, schmeichelnden Vertretern, quäkenden Lautsprechern, pausenlosen Degustationen, und fast zusammenbrechend unter der Last der grafisch reizvoll gestalteten Prospekte, promenierte man hier entzückt durch einen einzigen weiten, ruhigen Garten, der sich bald als Pflanzblätz, bald als Schloßpark, bald als Frühlingswiese verkleidet. Die wenigen Gebäude sind luftig und wie zufällig hingesezt, sind hie und da für meinen Geschmack etwas zu geometrisch geraten, präsentieren aber ihre Objekte selbst für einen gartenbaulichen Säugling wie mich, der einen Rasenmäher kaum von einer Spritzkanne unterscheiden kann, gelockert und unaufdringlich. Und wenn sich die Pflänzchen und Blümlein, die sich bei der Eröffnung wohl aus Scheu vor der offiziellen Beguckung noch ganz in ihre Knospen zurückgezogen hatten, etwas weniger ängstlich anschauen lassen, dann wird man sagen dürfen, Zürich hätte für sechs Monate ein Stück Paradies gemietet. Ganz und gar unparadiesisch finde ich einzig die Friedhofanlage, mit der man den ahnungslosen Besuchern unnötigen Kummer bereitet. Darüber möchte ich schweigen – wie ein Grab ...

Aber ansonsten muß man wirklich hingehen und genießen. Den Rosengarten, den Jardin d'amour, die Gondelbahn, die Piazza, das Atrium und all das andere, von dem ich schon nicht mehr weiß, wie es heißt. Noch etwas hat mich besonders beeindruckt: Ich habe nämlich wieder neu entdeckt, wie viel man eigentlich durch die Blume sagen kann! Nein, ich meine jetzt weniger als verliebter Jüngling oder als eingeladener Junggeselle, sondern ganz einfach als Schweizer und speziell als Zürcher. Wie fein müßte das sein, habe ich mir überlegt, wenn man verschiedenen Leuten etwas durch die Blume sagen könnte, ohne zu fürchten, sie würden es eventuell nicht verstehen. Man dürfte wieder vermehrt indirekt werden und müßte nicht immer alles platschplums herausagen! Wie schön wäre das, wie schön! Man müßte beispielsweise dem Herrn Zooverwaltungsratspräsident nicht mehr einfach sagen, er solle jetzt gehen, die Zeit dazu sei wohl gekommen, und nichtzürcherische Journalisten seien auch Journalisten und keinesfalls Schirme, die man stehen lasse, sondern man könnte ihm, nötigenfalls via Haus-

arzt, zu verstehen geben, seine Gesundheit erlaube es ihm nicht mehr, dieses so strenge Amt noch weiter auszuüben.

Oder man müßte dem Direktor des Stadttheaters nicht mehr so schnoddrig hinwerfen, er hätte von Opernregie keinen blassen Schimmer, sondern man könnte ihm brieflich davon Mitteilung machen, der jetzige Intendant der städtischen Bühnen in Kiel sei entlassen worden!

Aus diesen zwei wahllos aus dem Zürcher Alltag gegriffenen Beispielen sehen Sie, wie fein das «Durch-die-Blume-reden» wäre. Sie sehen aber auch, daß es viele Leute nicht mehr verstehen.

Drum ist es doch großartig, daß wir nun die G 59 haben. Dort kann man diese Sprache wieder lernen. Wohlverstanden – es handelt sich nicht um eine nur zürcherische, sondern um eine schweizerische.

Ja – und damit ich's nicht vergesse: Im Falle einer der beiden oben erwähnten, sowie diverse andere, wegen Raummangel nicht aufgeführte Herren die G 59 zwecks Erlernung des Blumendeutschs besuchen möchten – so könnten sie bei mir zu jeder Tages- und Nachtzeit – Freikarten beziehen!

Max Rüeger:

Dr erscht WK

Ich han chuum gwüßt, daß sones Dörfli äxischiert, bevor ich deet als Lüütmand s erschtmal Dienscht gmacht ha. Es paar Dotz' Hüüser – und e Schtraß, wo z mitzt durdurefüert. Es isch miin erschte WK gsii. Ich tänke hütt na dra.

Die erschte drei, vier Tag meinsch: Hoppla, jetzt komm ich! Bisch luut und rassig, wänn diin Galong i de Sunne blitzt. Dänn merksch: Dä Ton gaht dine alte Mane gäg de Schtrich. Die händ, wo Du na i de Schuel gsii bisch, scho fäldgrau gschwitzt.

So nachre Wuche simmer is dänn einig gsii. In dere Ziit hätt mr aus s Dorf scho zimli kenne gleert. Es hätt drei Beize gha. All drei verraucht und alt und chlii und zaabig immer überfüllt. Doch das hätt keine gschtöört.

Miir händ im Rößli gwohnt, bim Hauptplatz zue, vordra. En breite Rigelbou miteme gschwungne Gibeltach. Ich ha miis Zimmer z oberscht gäge hinden use gha. Als Uussicht Wise, Öpfelbaum und (fascht verschteckt) en Bach.

Und dänn – ja ebe, s einti Töchterli vom Huus. Die hätt is scho am erschte Aabig um de Finger trüllt. Ich weiß na guet, wie euser feuf trotz allem Ascht und Pfuus uufblibe sind, dermit si eus de Chrüüter nahefüllt.

Am Samschtig hätt mr dänn in Urlaub chönne hei. Hingäge – iich bin blibe. Ganz spontan. Als Tagesoffizier. Ich han erfahre, übre Sunntig heigi s Dorli frei. Es isch miin schönschte Dienschttag gsii. Ohni die andre vier.

Dänn sind d Manöver choo. Und mir händ Adie gseit. Nur unger. Mir sind doch im Rößli wie diheime gsii. Ich han en Dorli na en Brief ufs Buffet anegleit. Mit dr Adrässe, und – he ja, Sie wüßed – schriib dänn glii.

Chuam hämmer d Uniform wider in Chaschte ghänkt isch dänn tatsächli ame Morge au es Couvert choo. Und drinn schriibts Dorli, si heig zwar na mängsmal anis tänkt, es seigi aber glaubi gschüider. Au für miich. Und so. –

Ja nu so dänn. – Nach zwei, drei Jahre chunnsch villicht eh – ganz per Zuefall ufre Reis im Rößli gschwind verbii. s Dorli isch furt. Und s Dorf und alls hätt ganz en anders Gsicht. Chunnsch nümme druus. Es isch halt doch – diin erschte WK gsii.